

Dug

Autor(en): **Hanhart, Dorette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 13

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636690>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 13 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

31. März 1934

Drei Ostertage. Von Alfred Huggenberger.

Ich denk' an mein frühestes Osterfest,
Ach Gott — noch seh' ich die Eilein im Nest!
Eine Schachtel mit gelber Aehrenspreu,
Darinnen mein Reichtum: drei und zwei.
So, wie meine Mutter Eier band —
Gibt's das heut irgendwo noch im Land?
Betasten, vorwärts und rückwärts zählen;
Auch ein Eierspruch darf nicht fehlen:
„Büblein bis brav,
Das Glück kommt im Schlaf,
Wer recht tun kann, ist König und Graf.“

Ostern ist immer Wunderzeit,
Ein Kirschbaum, mit weissem Blust überschneit.
Die Zweie, die auf dem Bänklein sitzen,
Wissen die Stunde auszunützen.
Ob es der Star im Gezweige schon weiss? ...
Jetzt nun kichert er, recht nach Spitzbubenweis!
Hat er das Osterei gesehen?
Der Schäker mag wohl gar den Vers verstehen:
„Das Eilein war mein,
Jetzt ist es dein,
Ist blau, wie ein Vergissnichtmein.“

Oft sah ich nun Ostern kommen und gehn;
Liebes ist mir und Schweres geschehn.
Stiller ward es gemacht um mich her,
Gute Gefährten grüssen nicht mehr. —
Horch, wieder tönen die Glocken am Rain.
Jugend zieht jubelnd talaus, talein.
Oh — auch der Starmatz hat was zu plauschen,
Ich möcht' meines Weges und muss doch lauschen:
„Jedes Herze wird neu,
Es geht auf den Mai —
Von wem bekommst du dein Osterei? ...“

Dug. Novelle von Dorette Hanhart.

Dugs Jugend verlief im Umkreis von Menschen, deren launenhafte Handlungen sich nach dem Augenblick richteten. Was heute gut geheissen wurde, hieß am andern Tag böse; auf Zärtlichkeiten folgte größte Gleichgültigkeit; Belehrungen an das heranwachsende Kind über Zweck und Notwendigkeit des Daseins wurden durch eigene selbstische Taten wertlos gemacht. Dug sehnte sich nach ebenmäßiger Dauer und wurde doch von dem Karussellspiel mitgerissen. Ein Gefühl der Blutleere plagte sie; unnötiger Kräfteaufwand um nichts machte sie oft vor Wut schäumen. Dann schwor sie sich, die Fesseln zu zerreißen, aus dem entnervenden Umkreis zu fliehen. Stieß sie aber wieder auf jene zärtliche Gefühlsquelle, so fehlte ihr der Mut dazu. Ewig hungernd öffnete sie sich wie eine Blume dem Tau; sie nahm den Augenblick

als unverrückbar und warf sich ihre ehemalige Härte vor. Sie weinte vor Schwäche und Glück und kam sich dabei irgendwie, kaum wahrnehmbar, verächtlich vor in ihrem Wunsch nach völligem Vergessen. Dieser mißachtete Stolz rächte sich beim nächsten Auftritt um so grausamer.

Aber erst ihre Anstellung als Bibliothekarin in einer andern Stadt brachte sie aus dem gefährlichen Umkreis. Sie hatte vorerst Mühe, sich an die frische Luft zu gewöhnen. Der Zickzackweg vieler Jahre war ihr bereits geläufiger als die gerade Straße. Man fand sie nicht einfach und offen genug. Ihr erstes Mißtrauen wechselte allzu rasch mit strömender Offenheit. Nahm man diese nicht an, wie sie erwartete, zog sie sich traurig zurück.

Da begegnete sie Weißmann. Er kam täglich in die Bibliothek, weniger, um dort zu arbeiten, als sie bei ihrer Beschäftigung zu sehen. Das Mimosenhafte dieses scheuen Wesens rührte ihn. Als er sie beim Verlassen des Gebäudes wie zufällig auf der Treppe begegnete und ein Gespräch anknüpfte, betrachtete auch sie ihn wie erwachend. Er war groß und breitschultrig; helle Augen standen erwartungsvoll in einem klugen Gesicht. Dieser rasche Blick überstrahlte eine vorzeitige Reigung zu Behäbigkeit. Ja er machte den Eindruck, als wollte er um jeden Preis abgesteckte Pfade überrennen. Und gerade dies gefiel Dug außerordentlich gut. Man mußte sich unbedingt versucht fühlen, diesen kühnen Augen zuzustimmen; andern Teils lockte es nicht minder, sich in den Schutz des besonneneren Menschen zu begeben. Als sie zur Haustüre heraus traten, regnete es.

Dug besaß keinen Schirm. Christoph Weißmann öffnete zufrieden lachend den seinen. Er erwies sich von beträchtlicher Größe und Dug fühlte sich darunter geborgen auf eine neue Weise. Sie gingen zusammen bis vor ihre Haustüre. Am andern Abend sahen sie sich wieder und so jeden Tag. Sie sprachen nicht viel von sich und hatten doch das Gefühl, sich ausgezeichnet zu kennen. Es kam Dug selbstverständlich vor, daß sie sich so gut verstanden. Sie gewann dadurch ein strafferes Lebensgefühl; die Hinfälligkeit eigenbrötlerischer Leiden machte sie nachdenklich. Etwas anderes spürte sie ebenfalls stark. Christoph Weißmann wuchs zu einem Teil ihres Lebens. Sie erfuhr es eines Tages erschreckend klar.

Ihr Freund verreiste für einige Tage. Die erste Zeit verlief für Dug in einer gleichmütigen Freude auf das Wiedersehen. Sie ging auf die Bibliothek, arbeitete mit Lust, abends schlenderte sie durch die belebten Straßen. Alles gefiel ihr. Der ehemals ewig brennende Durst nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit wich der Freude am Zuschauen. Sie sah in dieser Zeit keine Bekannten. Sie wünschte nicht von ihren frohen Gedanken abgelenkt zu werden. Aber am sechsten Tage nach Weißmanns Abreise — sie hörte in dieser ganzen Zeit nichts von ihm — erwachte sie in der Nacht unter einem schweren Druck. Etwas hatte sie gestreift. War es ein Traum? Ihr Herz klopfte wie ein Hammer. Allmählich erriet sie, was sie auf heftige Weise erschreckt. Es war das Urgefühl grenzenloser Verlassenheit. Wo weilte Christoph? Weshalb wußte sie es nicht? Besaß sie kein Anrecht auf Vertrauen? Sie hatte wohl Gefühle in sich genährt ohne fremdes Zutun. Nichts gab ihr das Recht dazu. Blüten und Blumen wuchsen aus eigenem gehästeltem Boden. Sie versank immer gleich ins Grundlose.

Sie fühlte sich traurig und verzagt und wünschte Christoph nie mehr zu sehen. Gleich darauf ersehnte sie inbrünstig sein Kommen.

Am andern Tag erschien er bei ihr. Er nahm ihre beiden Hände und zog sie zum Fenster. Es dämmerte stark. Dug wollte das Licht einschalten, aber Christoph gab ihre Hände nicht frei. Er sagte rasch und wie beiläufig, daß er sich in seiner Vaterstadt verlobt habe. Von weit her erreichte sie seine Stimme. Sie sah auch, wie seine Lippen sich bewegten. Ein Eckzahn war vorgeschoben. Weshalb fand er wohl keinen Raum, überlegte sie. Christoph hatte sich verlobt. Nun ja, man verlobte sich eben eines Tages.

Das lag im Lauf der Welt. Die Blumen in jenem Gefäß schienen ihr abscheulich verwelkt. Sie mußte sie sogleich wegwerfen. Sie wollte einen Schritt nach jener Richtung hin tun; eine schwere Unbeweglichkeit lähmte sie. Erst in diesem Augenblick hatte sie richtig verstanden. Warum erzählte er ihr früher nie von dem Mädchen, das er liebte? Eine brennende Scham würgte. Sie sah sich mit Blickesschnelle wie in einem Spiegel. Durchforschte sich Zug um Zug. Ließ sie nicht allzu oft ihre Gefühle für diesen Mann durchblicken? Feindseligkeit gegen sich und ihr verratenes Innere machte sie wach. Ihre Hand lag noch immer in der seinen. Sie machte sich mit einem Ruck frei, drehte das Licht an und legte in ihr äußeres Tun gleichgültige, wenn auch zitternde Gewöhnung.

Weißmann sagte schlicht: „Ich möchte Ihnen heute alles erzählen.“

Sie zog ihren kleinen Lehnstuhl aus dem Bereich der Lampe; er stand am Fenster. Die ganze Zimmerbreite lag zwischen ihnen. Seine Worte tönnten seltsam dürr. Es war die Geschichte einer Jugendliebe. Sie lag weit zurück. Zähigkeit für das verpfändete Wort ersetzte das Zutönen neuer Gefühle. Jenes Mädchen, von Ehrgeiz für sich und den zukünftigen Mann besessen, hatte anfeuernd hinter seinen Studien gestanden. Alles, was diesen nicht diente, dünkte sie verächtlich. Sie schien keine Jugend zu kennen. Was sie von ihrem Lehrerinnengehalt erübrigen konnte, wanderte in die Reiskasse für den zukünftigen Kunsthistoriker. Sie kleidete sich beinahe dürftig und besaß wegwerfenden Spott für die Freude gleichaltriger Mädchen an weichen, schönen Stoffen. Sie fand sich wert genug, auch so geliebt zu werden. Lehnte sich Christoph Weißmann zu Zeiten auf gegen die Vergewaltigung jedes Lebensgefühls, so schaute sie ihn mit prüfenden Augen an und sagte ruhig: „Du kannst doch tun, was dir gefällt.“ Am andern Tag brachte sie ihm ein längst gewünschtes, wertvolles Buch mit prachtvollen Kunstblättern. Nebenbei erwähnte sie auch, daß die Kasse die Reise nach dem Orient für sie beide in kurzem ertrage. Er bewunderte ihre Ausdauer und sehnte sich nach Wärme.

Als er in eine andere Stadt übersiedelte, kam kein Wort des Bedauerns über ihre Lippen. Es mußte eben so sein; sich zu grämen bedeutete Kraftverschwendung. Beim Abschied übergab sie ihm die entzündende kleine Bronze, eine Tänzerin, die sie einst zusammen in der Auslage eines Händlers bewunderte.

Ihre Briefe kamen regelmäßig. Christoph las sie ruhigen Blutes. Er beantwortete sie gewissenhaft, die Zigarette im Mund. Einmal sah er in dem Schaufenster eines Luxusgeschäftes ein Spizentuch. Er bekam Lust, etwas Ueberflüssiges, Frauliches zu kaufen. Seine Hand griff in das feine Gewebe. Zu Hause angelangt, kamen ihm Bedenken. Marta würde es nie umlegen. Raam schlug sie einmal das Seidenpapier auseinander, um es anzusehen. Er schickte es nicht ab. Dann lernte er sie, Dug, kennen. Er stockte, kam auf sie zu. Sein Mund bebte.

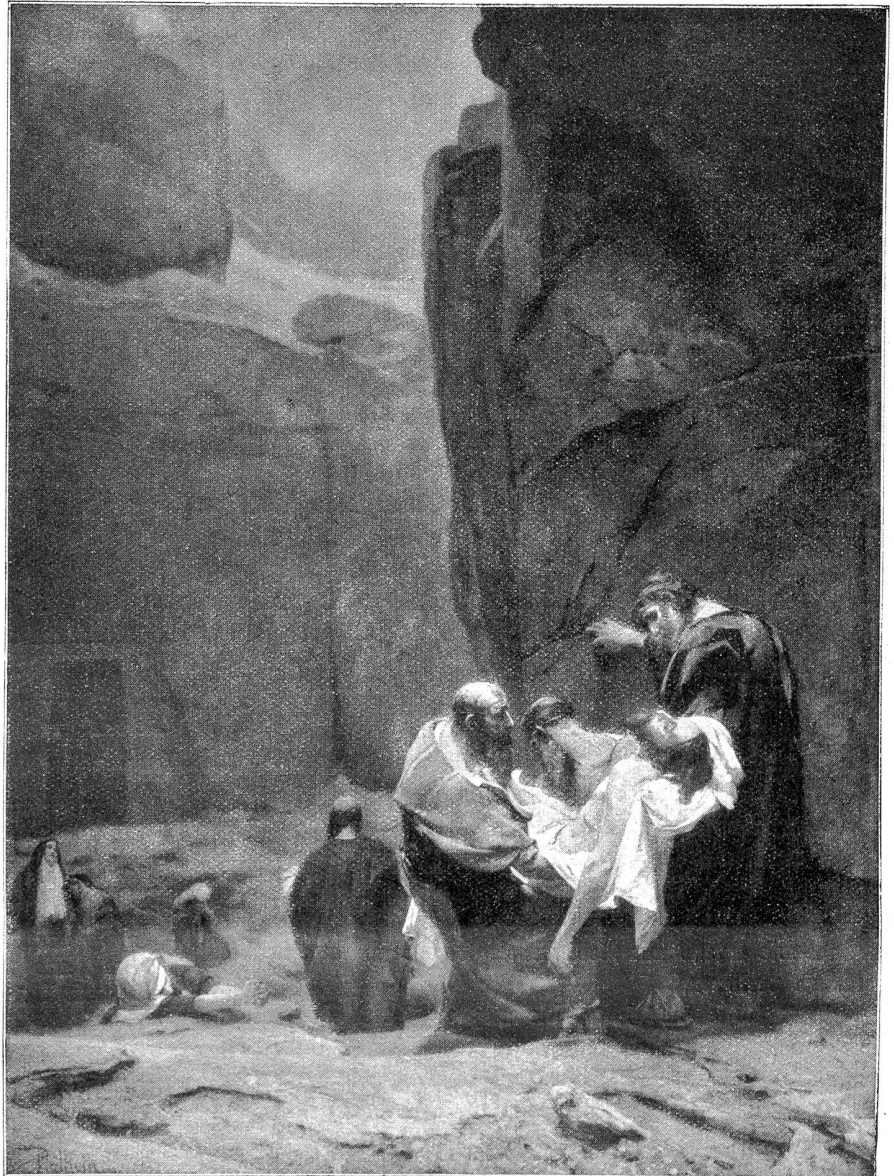
Sie war ganz anders. Sie schlug ihm eine Brücke von der bis dahin schmucklosen, dürftigen Welt zu all den Dingen, mit denen er sich beschäftigte. Er nahm die Säfte des neuen Bodens in sich auf. Wohl erwies es sich als ge-

fährlich. Ja, und er erlag der Gefahr. Als ihm dies bewußt wurde, reiste er in seine Heimatstadt, um mit Marta zu reden. Nur sie konnte ihn frei geben. Sie besaß sein Wort. Konnte es nicht anders sein, so wollte er es auch halten. Zum erstenmal in seinem Leben sah er Marta weinen. Er sah nieder auf ihren schwächtigen Rücken. Das übereinfache Kleid erzählte von Einschränkungen seinerwegen. Aus dem gescheitelten Haar schimmerten vereinzelt graue Fäden. Er sagte zu ihr, daß er zu überwinden trachte. Bevor er abreiste, machten sie ihre Verlobung bekannt.

Aber nun setzte zwischen Christoph und Dug jenes Erleben ein, das kaum diese brennende Eindringlichkeit angenommen hätte, wenn ihm nicht von vorneherein eine nahe Grenze gesetzt worden wäre. Sie beschloßen an jenem Abend, unter dem Eindruck gegenseitiger Verantwortlichkeit stehend, sich für eine gewisse Zeit zu meiden. Jedes würde sich allein rascher an das gewendete Schicksal gewöhnen. Nach wenigen Tagen schon löste sich aus dem Dunkel des Hausflurs Christophs Gestalt, als Dug die Treppe der Bibliothek herunter kam. Er sagte, daß er eben in der Nähe zu tun gehabt und den Zufall benütze, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Nein, ohne Umschweife, er habe jeden Abend an jener Ecke gestanden, um sie wenigstens von weitem zu sehen. Ob sie denn nicht wie ehedem zusammen speisen wollen? Dug besaß nicht die Kraft, nein zu sagen. So setzten sie sich auf die Terrasse des kleinen Gasthauses am See und erzählten sich von den letzten, ausgeschöpften Tagen. Legten sie sich am Ende nicht nutzlose Leiden auf? Steckte nicht ein großes Stück Feigheit dahinter? Ja, bestimmt verhielt es sich so, von nun an wollten sie der Gefahr ins Gesicht schauen, alles andere erschien ihnen schwächliche Flucht.

Dieser Abend machte sie beinahe glücklich. Zu zweit fühlten sie sich stärker. Sie glichen zwei Kindern, die im Dunkel standen, von der gleichen Furcht ergriffen. Seit diesem Tage sahen sie sich wieder wie ehedem. In ihrer freudigen Erlöstheit glaubten sie sich ihrer sicher und bedenkenlos schlossen sie sich von neuem zusammen.

An einem Samstag rüsteten sie sich zu einer Bergbesteigung. Zum erstenmal geschah es, daß sie eine längere Zeit des Beisammenseins vor sich sahen. Ein ungewohnt aufregendes Gefühl bemächtigte sich ihrer. Der Zug steckte voll Ausflüglern; es war staubig und warm. Bei dem lauten Gebaren der Mitfahrenden fühlten sie sich noch mehr außenstehend, in einen Kreis eingeschlossen, dessen Bedeutsamkeit nur ihnen klar war. Sie saßen beide am Fenster; Wälder und Seen flogen an ihnen vorbei; der Tag begann unsäglich schön.



B. Piglhein: Grablegung Christi.

„Ich möchte immer so dahin fahren“, sagte Dug verträumt. Weißmann überflog mit raschem Blick ihre Gestalt und fand sie in ihrer dunklen Jacke und der weißen Bluse hübsch und anmutig. Ihr hellbraunes Haar flog leicht und lockig um die Schläfe. An einer kleinen Station stiegen sie aus. Der Zug mit den lauten Bergsteigern fuhr weiter. Das Ziel ihrer Wanderung war für Dugs Kräfte bemessen. Heute wollten sie ein kleines Berghäuschen erreichen, das Ferienheim von Bekannten, einige Stunden dort rasten, um tags darauf den Sonnenaufgang auf dem Gipfel des Berges zu genießen.

Sie gingen durch ein schluchtähnliches Tal, das sich mehr und mehr verengerte. Ein schmaler Streifen Wasser wand sich seinen Weg durch Steine und Geröll. Frischer Höhenwind kam ihnen entgegen. Es dunkelte bereits, als sie die Hütte aufschlossen. Christoph und Dug ergötzen sich an dem puppenhaften Unterschlupf. Da es kühlte, begann der Mann sogleich Feuer zu machen. Sie setzte sich neben den Herd und schaute zu, wie er in einer Pfanne

Suppe aufsehte. Das Holz knisterte und die Flammen huschten über sein sorgliches Gesicht. Um seinen Hals lag ein buntes Tuch, die blaue Tuchjacke stand offen über dem Hemd. Etwas Bedächtiges lag in seinen Bewegungen; es machte den Anschein, als bereite ihm jede Handreichung ein besonderes Vergnügen. Nun kostete er von der Suppe, warf etwas Salz dazu und sagte zufrieden: „Bald wirst du dich sättigen können, Dug.“

Die Petroleumlampe brannte. Sie sahen sich gegenüber in der Stube. Sie hatten zusammen den Tisch gedeckt und diese gemeinschaftliche Beschäftigung erfüllte sie beide mit einer stillen Freude. Dug war längst satt, als ihr Freund immer noch langsam und hingebungsvoll seinen Hunger stillte. Sie stützte die Arme auf den Tisch, ihr Oberkörper lag darauf und neigte sich nach vorn. Sie wünschte, daß diese Stunde nie vergehen würde. Nachher traten sie vor das Haus. Die Nacht dunkelte, der Mond schien, so daß die Berge ringsum leuchteten in ihrer milchigen Weiße. Die Sterne aber ertranken in einem verwirrenden silbernen Gefunkel. Christoph legte den Arm um ihren Hals. Ergriffenes Staunen, auflösen jedes Erdgefühls, machte sie beide stumm.

„Mir ist, als wäre ich nun Zeit meines Lebens unfähig eines bösen oder kleinen Gedankens“, sagte er leise. „Ob mein Leben diese oder jene Wendung nimmt, was schadet es im Grunde? Es kommt auf mein Bewußtsein an, ob es auf diese Weise in mir lebendig bleibt, immer bleiben wird. Ich liebe dich, Dug, und so wie ich nicht aufhören werde, das Gefühl für das Lebendige in mir zu schirmen und zu hegen, so lange wirst du in mir sein. Du bist so stark in mir wie irgend ein Teil meines Ichs, also kann ich dich auch nie verlieren.“

Dug küßte die Hand, die nah an ihrer Wange lag. Sie fühlte Tränen in sich aufsteigen, Tränen des vollkommenen Glückes. Sie sagte: „Es kann nicht mehr werden, als es ist. Ich vergehe vor Seligkeit, es bedrückt mich nicht der Schatten einer Schuld und nicht ein Hauch von Trauer. Wie einfach mir alles erscheint, du selbst hast es gesagt, auch ich bin bereits ein Teil von dir, du bist längst in mir, wir brauchen keine weitere Begegnung. Sie hat stattgefunden und wird nie mehr zu lösen sein. Denn kann man die Herkunft verschiedener Gewässer in einem See noch voneinander halten?“

Später sprachen sie auch von Marta. Die Gelöstheit ihres Herzens machte sie gut und großmütig. Sie wetteiferten gemeinsam, das Wesen der Fernen aufs schönste zu umkleiden. Besonders Dug wurde nicht müde, deren unentwegte Art zu bewundern und sie erregte sich leidenschaftlich, als Christoph eine Bemerkung machte, die sie für Marta als kränkend empfand.

„Es ist Schlafenszeit“, sagte Christoph, „um fünf Uhr müssen wir unterwegs sein.“

Dug trat in einen kleinen Schlafraum. Die Türe zu einer zweiten Kammer stand offen. Christoph, der den Riegel vor die Haustüre geschoben, trat zu ihr. Er überflog die Lagerstätten; das Wort, das ihm auf den Lippen gelegen, blieb ungesprochen. Eine heiße Welle überflutete ihn. Er befand sich mit Dug allein; diese Hütte gehörte ihnen. All das Vorhergehende, diese Gespräche beim Wandern

und eben vor dem Hause, bedeuteten einen neuen Beweis ihrer Einstimmigkeit. Der erste Schritt des heutigen Tages hatte bereits in dem Bewußtsein ihrer Verbundenheit begonnen. Seine Blicke ruhten auf dem Mädchen. Sie saß auf einem Stuhl an der Wand und löste ihre Schuhe. Die Haare fielen ihr über die Stirn und der entblökte Nacken bot sich seinen Augen schmal und kindlich dar. Noch hatte sie kein Wort mit ihm gewechselt, seitdem sie diesen Raum betreten. Fühlte sie eben so brennend wie er zurückgedämmte Sehnsucht aus trügerischem Schlafe erwachen? Er mußte es wissen. Er beugte sich zu ihr nieder und sagte mit einer fremden Stimme: „Laß mich dir helfen, Dug.“

Sie hob den Kopf, ihr Gesicht war sehr bleich. Mit einer hilflosen Bewegung ließ sie die Arme sinken. Er streifte ihr die Schuhe von den Füßen. Seine Hände zitterten, als er nun auch die Knöpfe ihrer Jacke öffnete. Durch den feinen Stoff der Bluse schimmerte Hals und Brust. Sein Gesicht schien nicht minder bleich als das ihre, als er ihr auch diese aufriß und mit einem Laut aus Qual und Seligkeit vermischt, seinen Kopf an ihrer bebenden Nacktheit verbarg. (Fortsetzung folgt.)

Ostern.

Von Gottfried Bohnenblust.

Die Osterglocken läuten in den Landen:
Der schweigend sich durch Schmach und Not gestritten,
Zulezt am Kreuz des Sklaven Tod erlitten,
Der Herr ist von den Toten auferstanden.

Sucht ihr ihn dort in Grabes Nacht und Banden?
Er ist durch aller Zeiten Reich geschritten,
Und heute steht er still in unsrer Mitten,
Ob wir ihn haßten oder ihn verstanden.

Der Zweifel nicht, der ewig stehen bleibt,
Der Eifer nicht der streitenden Zeloten,
Der dir des Glaubens Keime roh zerreibt,

Hoffnung und Liebe sind die Osterboten.
Kein anderer Griffel dir ins Herze schreibt:
Der Herr ist auferstanden von den Toten.

(Aus „Festliches Jahr“.)

Karfreitag-Ostern-Auferstehung.

Die Leidensgeschichte des Stifters unserer christlichen Religion, des edelsten Menschen, der je gelebt hat, schließt innerhalb einer Woche gegensätzliche Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung in sich:

Christus wird beim Einzug in Jerusalem mit Palmen und „Hosiannah!“ empfangen. Wenige Tage darauf schreit die aufgehekte Menge „Kreuziget ihn!“. Trotzdem jubeln am Ostermorgen die Jünger über seine Auferstehung.

Der göttliche Geist hat gesiegt über die finstern Mächte der Menschheit.

Am Karfreitag sinkt der gepeinigete Christus unter der schweren Last des Kreuzes zusammen. Die römischen Soldaten zwingen einen fremden Wanderer, Simon von Kyrene, das Kreuz auf sich zu nehmen, und dieser trägt mit Geduld die ihm unerwartet aufgelegte Last bis zum Ziel.

In der Gegenwart können wir Wehnliches erleben. Wie wandelt sich bei uns und überall die Volksgunst vom „Hosiannah“ zum „Kreuziget ihn!“.